

Eine Karriere im Multilateralismus: wie arbeitet man in einer multi-kulti Organisation?

Angela Kane, 21 November 2018
<https://www.facebook.com/UNA.AUSTRIA>

Ich werde oft gefragt, ob die Uno schon immer mein Karriereziel war – aber das muß ich verneinen. Ich war in New York, wollte dort bleiben, hatte aber keine Arbeitserlaubnis, ohne die man keine Stelle bekommen kann – außer bei einer diplomatischen Vertretung oder bei den Vereinten Nationen. Und so klopfte ich dort an, sprach vor in einem Personalbüro, wo mir ein dickes Aktenpaket vorgelegt wurde: Posten, auf die man sich mit Studienabschluß bewerben konnte.

Es war 1977, ich war 28 Jahre alt, hatte ein paar Jahre Arbeitserfahrung aber verstreut über mehrere Länder, was konnte ich also vorweisen? Da mein Englisch gut war, wurde mir geraten, ich sollte doch einen Test als „Editor/Writer“ machen, die würden immer gebraucht. Und so saß ich innerhalb von zwei Wochen hinter einem Schreibtisch in der Informationsabteilung und schrieb und redigierte Kapitel im *UN Yearbook*.

Wenn man an die Uno denkt, so sieht man das Sekretariatsgebäude in New York, die Fahnen flattern im Wind, die Sonne scheint, das Wasser im Brunnen in der Rotunde glitzert, und die abstrakte Statue von Barbara Hepworth, ein persönliches Geschenk an GS Hammarskjöld, rundet das Bild ab.

Oder man sieht Diplomaten beim Cocktail mit einem Glas Sekt oder Wein in der Hand, in angeregter Unterhaltung. Die Wirklichkeit war für mich damals völlig anders. Ich saß in einem Nebengebäude gegenüber, in einem Büro ohne Fenster, das ich mir mit einem Kollegen teilte und schrieb Kapitel über das Geschehen in der Uno, was mir alles ziemlich uninteressant schien.

All das änderte sich schlagartig, als ich nach einigen Monaten vom Büro des GS Waldheims eingeladen wurde, mich auf eine freie Stelle in seinem Büro zu bewerben. Man suchte jemanden, der halb Deutsch, halb Englisch arbeiten konnte – und zu der Zeit gab es nicht viele Deutsche (oder Österreicher) im System. Deutschland (die Bundesrepublik und die DDR) waren erst 1973 Mitglied der Uno geworden, und es haperte noch an der Besetzung.

Plötzlich war ich von einem Unbekanntendasein in den 38. Stock katapultiert, und wer die Uno gut kennt, weiß, was für ein Riesensprung das ist. Man war im Büro des höchsten Chefs persönlich, bekam eine Sekretärin zugeteilt, man wurde erkannt, begrüßt von Kollegen, man wurde auch öfter mal eingeladen, man war jetzt jemand. Da muß man nur aufpassen, daß man auf dem Boden bleibt und die Eitelkeit keine Überhand bekommt – immerhin war ich weiterhin auf der niedrigsten Stufe der professionellen Karriereleiter, als P2.

Gerne denke ich an meine Vorgesetzten zurück: Ferdinand Mayrhofer-Grünbühel und Albert Rohan – ich habe viel von Ihnen gelernt. Und überhaupt: ich war in Besprechungen mit dem Generalsekretär, mit hochrangigen Regierungsvertretern, durfte Protokolle schreiben, Korrespondenz beantworten, sah vertrauliche Akten, kam auf den Geschmack der Diplomatie: sah, wie das Tagesgeschäft abläuft.

Generalsekretär Waldheim endete sein Mandat Ende 1981, und damit lief auch meine Zeit aus. Es war zu der Zeit noch ziemlich brutal: das Privileg, für den GS zu arbeiten, hieß auch: wenn er geht, gehst Du auch – und mußt dir selbst einen neuen Posten suchen. Ich hatte mich Anfang 1982 nach Indonesien verpflichtet, auf einen Posten des UN-Entwicklungsprogramms, und ging nach Jakarta.

Lassen Sie mich einige Worte zur Uno sagen. In den siebziger-achtziger Jahren war die Organisation noch vorwiegend ein Konferenzzentrum, ein wichtiges internationales Gremium, um Verträge zu verhandeln, Positionen abzustimmen, das Gefüge der Zusammenarbeit zu gestalten.

Wie war das in der Charta verankert? In Kapitel III sind die fünf Organe aufgelistet, alle mit dem gleichen Stellenwert: die Generalversammlung, der Wirtschafts- und Sozialrat, der Treuhänder, der Internationale Gerichtshof – und das Sekretariat. Die Aufgaben und Befugnisse von jedem Organ werden beschrieben; die des Sekretariats sind die kürzesten. Der Generalsekretär ist der höchste Verwaltungsbeamte der Organisation und seine einzige Handelsbefugnis ist in Artikel 99 wie folgt festgelegt: *der Generalsekretär kann die Aufmerksamkeit des Sicherheitsrats auf jede Angelegenheit lenken, die nach seinem Dafürhalten geeignet ist, die Wahrung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit zu gefährden.*

Es wird oft darüber gesprochen, ob die Mitgliedsstaaten den GS lieber als Sekretär oder als General sehen möchten – und die deutliche Präferenz gilt dem ersteren. Kofi Annan hat gemeint, das Kürzel SG stünde für „scape goat“, also Sündenbock – und das habe ich oft selbst erlebt, daß die Schuld für das Mißlingen einer Operation dem GS zugeschoben wird, ob es darum geht, daß politische Verhandlungen nicht erfolgreich sind, daß humanitäre Hilfe nicht rechtzeitig eintrifft, oder daß Blauhelm-Soldaten überfallen werden.

Dies war besonders ersichtlich, als die Zahl der friedenserhaltenden Operationen (peacekeeping operations) in den neunziger Jahren rapide anstieg. Vorher gab es sie auch, aber nur wenige – und die waren vorwiegend fokussiert auf Grenzkontrollen, um streitende Parteien friedlich auseinanderzuhalten. Plötzlich war die Uno in Somalien stationiert, in den Staaten des früheren Jugoslawien, in Burundi, in Ruanda. Wir hatten zu der Zeit noch nicht mal ein Krisenzentrum mit rund-um-die-Uhr Besetzung – das Sekretariat war hoffnungslos überfordert.

GS Boutros Boutros-Ghali prangerte dies Umstände im Sicherheitsrat an: die Uno sei nicht in der Lage, die weitreichenden Aufgaben, die ihr vom Sicherheitsrat übertragen würden, auch auszuführen: wir wären zum Scheitern verurteilt, war seine Meinung und er forderte, die Mandate den Mitteln und den bestehenden Kapazitäten anzupassen oder sie aufzustocken – doch der Sicherheitsrat tat weder noch, und der Kampf von BBG mit den fünf ständigen Sicherheitsratsmitgliedern, vor allem der USA, führte dazu, daß ihm ein zweites Mandat verweigert wurde.

Und wo war ich auf der Karriereleiter zu der Zeit? Drei interessante Jahre hatte ich in Indonesien gearbeitet, verbrachte zwei Jahre in einem indonesischen Ministerium, in dem

ich völlig assimiliert wurde. Ich war „Ibu Angela“, reiste im Lande umher, trug öfter die verordnete Batik-Uniform, und wurde gebeten, doch bitte – aus Solidarität – jeden Monat am Tage der Unabhängigkeit mit meinen Kollegen beim Singen der Nationalhymne dabei zu sein. Ich stand also in der letzten Reihe, blieb stumm – aber ich war dabei, und das war deutlich wichtig für meine indonesischen Kollegen. Wir waren nur zwei Ausländer (ein Filipino und ich) unter 650 Indonesiern und Anpassung war wichtig. Auch während der Fastenzeit wurde ich aufgefordert, mitzufasten – aus Solidarität – und ich muß gestehen, daß es oft nicht einfach war, diesem ständigen Konformitätsdruck nachzugeben. Aber es waren drei Jahre, in denen ich viel gelernt habe: wie man mit einer anderen Kultur umgeht, wie verschieden die Prioritäten der Menschen in anderen Ländern sind, worauf man achten muß. Ich hatte bereits Mitte der siebziger Jahre in Thailand gelebt, und kannte daher das Leben in Asien, aber Thailänder sind toleranter und forderten nicht die ständige Anpassung wie die Indonesier zu der Zeit.

1985 kam ich zurück nach New York und zwar in das Abrüstungsbüro, das zu dem Zeitpunkt mit einer schwierigen politischen Situation konfrontiert war. Die bilateralen Beziehungen zwischen Amerika und der Sowjetunion waren auf dem Tiefpunkt, es war die Zeit von Reagan, der die Sowjetunion als „böses Reich“ (*evil empire*) titulierte. Was machten wir? Auf Einladung der UdSSR organisierte ich Konferenzen in Rußland, in Tiflis, in Sochi, in Kiew, in Leningrad, um den Westen und den Osten zusammenzubringen. Ich war drei-viermal pro Jahr in Rußland, immer begleitet von einem Team russischer Kollegen und bereitete Konferenzen vor. Für uns wurde der rote Teppich ausgerollt, wir hatten viele Privilegien und ich lernte zu der Zeit nicht nur Russisch sondern auch das Trinken von Wodka nach ausführlichem Genuß der „zakuski“, um nicht auf nüchternen Magen Alkohol zu trinken.

Die Konferenzen waren erfolgreich, Gorbatschew kam an die Macht, er und Reagan unterzeichneten wichtige bilaterale Abrüstungsverträge - und ich fand, es sei an der Zeit, etwas anderes zu machen. So landete ich als Mitarbeiterin von Alvaro de Soto, dem Chefverhandler der El Salvador-Friedensverhandlungen. Er verbrachte gut 80% seiner Zeit in Mexiko, wo er die FARC - die Guerrillas - traf, und in San Salvador, wo er mit der Regierung verhandelte. Er brauchte jemanden, der ihm in New York zuarbeitete. Oft tauchten in den Verhandlungen Probleme auf, die er vor Ort nicht lösen konnte – das war meine Aufgabe. Eine Funktionsbeschreibung gab es nicht: ich sollte halt kreativ sein, meinte er im Anstellungsinterview.

Rückblickend war dies eine der interessantesten Aufgaben, die ich in der Uno hatte: thinking out of the box (*um die Ecke denken*), Lösungen finden. Ich arbeitete mit Mitgliedsstaaten, ich leitete ein Team, das für ein ganzes Kapitel im Friedensabkommen verantwortlich war: die Errichtung einer zivilen Polizei, anstelle der Militärpolizei, die bis dahin die Bevölkerung terrorisierte hatte. Ich verbrachte Wochen/Monate in San Salvador, vertiefte mich in die Details der Polizei-Einheiten, traf die FARC Guerrillas, verstand ihr Mißtrauen gegenüber der Regierung und ihre Besorgnis, ein faires Abkommen zu erhalten, und letztendlich war das Resultat ein wichtiges Kapitel über das Thema der Zivilpolizei, das in das Friedensabkommen aufgenommen wurde.

Die El Salvador-Verhandlungen waren ein Anliegen von GS Perez de Cuellar, aber es war BBG, der – gerade zwei Wochen im Amt – das Friedensabkommen im Januar 1992

unterzeichnete. Alvaro de Soto wurde gebeten, weiterhin für BBG zu arbeiten – und er fragte mich, ob ich wieder für ihn arbeiten würde, im Büro des GS. So war ich, 15 Jahre nach Anfang bei der Uno, wieder im 38. Stock.

Das waren die Jahre, die ich bereits vorhin erwähnte: der Zerfall Jugoslawiens, Somalien, Ruanda. Ich war inzwischen auf die D-1 Ebene befördert mit dem Titel „Political Adviser“ (Politischer Berater) und das bedeutete, daß ich stärker eingebunden wurde in die politischen Diskussionen und Treffen mit Außenministern, Staatsoberhäuptern, und auch mit GS BBG auf Reisen ging.

Ich erinnere mich noch genau an einen Besuch hier in Österreich. BBG hielt nichts von großen Delegationen: lean but mean (*schlank aber gemein*) war das Motto. Es war sehr anstrengend, mit ihm zu reisen, und nur das Mittagsnickerchen, das ihm seine Frau Leah jeden Tag vorschrieb, gab uns eine Atempause – obwohl wir auch in der Zeit oft noch Sprechzettel oder Pressemitteilungen schreiben mußten. Jedenfalls gab BBG in Wien eine Pressekonferenz, aber: es waren keine Dolmetscher zur Stelle - und die Fragen waren teilweise auf Deutsch. So mußte Frau Kane einspringen, und der GS meinte nachher, das hätte ja wunderbar geklappt, also Dolmetscher wären ja überflüssig, solange ich dabei sei!

In den Jahren 1992-1995 im Büro des GS habe ich oft im Sicherheitsrat gesessen und die Debatten über den Zerfall Jugoslawiens und Ruanda beigewohnt. Es war deprimierend. Die Mitgliedsstaaten wußten sehr wohl, was sich vor Ort tat, die Berichterstattung war präzise, aber vor allem in Fall von Ruanda wollten die Sicherheitsratsmitglieder nicht eingreifen. Zehn Jahre später sah ich im Fernsehen eine Reportage über Madeleine Albright: „wir haben ja gar nicht gewußt, wie schlimm die Lage war, sonst hätten wir sicher eingegriffen“, sagte sie über die Ereignisse in Ruanda.

Ich will es hier ganz deutlich sagen: das Sekretariat – und der Sicherheitsrat – wußte sehr wohl, wie prekär die Lage war, aber das „G-word“ (Genozid) durfte nicht ausgesprochen werden. Nach dem Debakel in Somalien im Jahr 1993, als 18 amerikanische Soldaten überfallen, ermordet, und öffentlich durch die Straßen gezogen wurden, waren vor allem die USA nicht mehr bereit, sich in Afrika an riskanten friedenserhaltenden Operationen zu beteiligen. Die Bild der leblosen Körper auf den staubigen Straßen Mogadishus war nachhaltig – und der GS und die Uno wurden für schuldig erklärt – obwohl das Mandat für diese Operation vom Sicherheitsrat kam und die amerikanischen Soldaten nicht zu den Blauhelmen zählten; sie waren in einer amerikanischen Sondereinheit, die unabhängig von der Uno unter eigenem Kommando war.

Die neunziger Jahre waren schwierig. Der Sicherheitsrat beschloß eine Operation nach der anderen, aber es fehlte an Staaten, die ihre Soldaten zur Verfügung stellten, es fehlte an Ausrüstung, es fehlte an Winterkleidung für Truppen, die aus den Tropen kamen, es fehlte an Hubschraubern. Woran es nicht fehlte, waren die Mandate, die immer ausführlicher wurden. Früher hatte eine PKO vier oder fünf Aufgaben, jetzt waren es oft 20 oder mehr. Beschützung der Zivilbevölkerung war eines dieser Mandate, ebenso wie Gewährleistung der Menschenrechte – die Welt mußte erleben, wie diese Aufgabenstellung nicht durchsetzbar war: das Beispiel Srebrenica, die die Ermordung der Hutus in Ruanda ist uns in trauriger Erinnerung.

Leider führte diese Entwicklung auch dazu, daß die westlichen Staaten sich aus dem Peacekeeping zurückzogen. Denkt man an Ruanda, so kennt man General Romeo Dallaire aus Kanada. Srebrenica: ja, das war das holländische Kontingent – heute sind das Gros der Blauhelme aus Indien, Pakistan, Bangladesh, Nepal, Äthiopien, Kenia, Südafrika – und seit ein paar Jahren auch China, aber westliche Kontingente sucht man vergebens. Auch Österreich's langjähriges Engagement ist sehr bescheiden geworden, nach vielen Jahren verdienstvollen Einsatzes wie auf Zypern und den Golan-Höhen. Ich habe mir die Mühe gemacht, die jetzige Zahl der österreichischen Peacekeepers zu recherchieren: es sind insgesamt 13 (7 in MINURSO, 5 in UNFICYP, 1 in UNMIK).

Die Jahre im Büro Boutros-Ghali waren fordernd, aber jeder Tag war aufregend. Man wußte nie was kam. Boutros-Ghali war ein strenger Chef, er übte oft Kritik aus. In der Öffentlichkeit, auch unter den Mitarbeitern, hatte er keinen guten Ruf. Er galt als hölzern, unnachgiebig, voreingenommen, sogar herablassend. Wenn man ihn allerdings näher kannte, war er sehr aufgeschlossen und charmant und das Beste an ihm fand ich: er hatte eigene Ideen.

Vielleicht klingt das etwas komisch, aber damit meine ich, daß er nicht nur die politischen Analysen seiner Mitarbeiter und seine „speaking notes“ verwendete, sondern er redete plötzlich mit einem Außenminister über ein völlig anderes Thema, das uns – oder mir – als Protokollschreiber gänzlich unbekannt war. Und man mußte sich schon in allem gut auskennen, denn wie will man sonst den Zusammenhang verstehen und dazu noch protokollieren? So traf er sich einmal mit seinem türkischen Kollegen und redete zehn Minuten über die Bedeutung der Frankophonie, was ich alles brav mitschrieb.

Zwei Tage später rief er mich in sein Büro. Mein Protokoll lag vor ihm auf dem Schreibtisch, mit Rotstift angestrichen. Was soll das mit der Frankophonie? fragte er. Ich erkundigte mich vorsichtig, ob ich den Inhalt nicht richtig verstanden hätte. Doch, doch, meinte er, aber das hätte doch gar nichts mit dem Treffen zu tun; es sei die Fortsetzung eines Gespräches am Vortage beim Abendessen gewesen, das brauchte nicht ins Protokoll. Also wurde es gestrichen - man muß eben auch wissen, was man weglassen sollte, und manchmal war die Sprache schon sehr direkt und konfrontierend, da muß man den nötigen Takt walten lassen und den Text etwas weniger kränkend formulieren.

Einmal war ich mit BBG in Genf. Er hatte abends eine Einladung und so kam es, daß der Untergeneralsekretär für Information (ein Libanese namens Samir Sanbar) und ich zusammen im Hotel aßen. Worüber redeten wir? Natürlich über die Uno und ich führte aus, was man in DPI alles verbessern könnte, von den Ausstellungen bis hin zu den Informationsmaterialien, den Zeitschriften, den Öffentlichkeitsveranstaltungen, dem Besucherdienst. Er hörte sich das alles geduldig an und ich hatte es längst vergessen, als er mich zwei Monate später anrief und sagte, er hätte eine Posten für mich und ich sollte mich doch bitte schön darauf bewerben, dann könnte ich alles umsetzen, was ich so ungeniert für verbesserungswürdig gehalten hätte.

Das war schon eine Herausforderung – aber ich nahm sie gerne an, vor allem, da es eine Beförderung auf die D-2 Stufe war, ein großer Schritt nach oben. DPI – es war Frühjahr 1995

– hatte gerade eine erste Website erstellt. Großes Tamtam: wir waren modern und zeitgemäß, was man von der Uno ja nicht immer behaupten konnte. Ein paar Wochen später fragte ich Herrn Sanbar, wie es denn weiterginge mit unserer Webseite. Wieso weiterging, fragte er. Naja, das ist ja, als ob man dasselbe Fernsehprogramm jeden Abend einschaltet, wir müssen doch mehr Inhalt liefern, neue Seiten erstellen, meinte ich. Verstehst Du etwas vom Internet? fragte er. Nein, ich bin kein Experte, aber interessiert, sagte ich. Und schon hatte ich die nächste große Aufgabe: zusätzlich zu meiner Abteilung bekam ich die Leitung der Webseite übertragen.

In den darauffolgenden zwei Jahren baute ich die Webseite aus: mehr Inhalt, mehr Struktur, dann kam Französisch hinzu. Damals mußte man noch alles in HTML kodieren – und das Problem war natürlich, daß wir keine zusätzlichen finanziellen Mittel dafür hatten.

Die Budgets der Uno sind auf jeweils zwei Jahre festgesetzt – und das Gros der Mittel (etwa 80%) sind für Gehälter, da hat man wenig Möglichkeit, etwas abzuknapsen – und wenn man es tut, kriegt man oft auch noch Kritik der Mitgliedsstaaten, die alle Budgetposten genauestens kontrollieren. Es ist schwierig, neue Budgetposten genehmigt zu bekommen, und meistens fordern die Staaten, daß man neue Aufgaben „within existing resources“ (*innerhalb der vorhandenen Ressourcen*) bewältigt – so auch für unsere Internetpräsenz. Und natürlich war es mit Französisch nicht getan; auch die vier anderen offiziellen Sprachen mußten präsent sein. Es war äußerst schwierig, aber ich hatte ein Team von Freiwilligen zusammengestellt, die alle mit Feuer und Flamme dabei waren, und abends und an den Wochenenden noch arbeiteten – weil sie stolz auf das Ergebnis waren, was auch sehr gewürdigt wurde. Wir bekamen viel Anerkennung, und das motiviert.

Wir wurden gelobt, allerdings kam auch gelegentlich Kritik. Der Strom der Informationen war jetzt für alle zugänglich. Wurden früher Faksimiles in die Hauptstadt geschickt, um ein Dokument zu übermitteln, so konnte das Ministerium dasselbe Dokument jetzt selbst abrufen. Dreitausend Dollar hätten sie an Fax-Kosten gespart, sagte der ungarische Botschafter und war begeistert. Andere waren nicht erfreut, daß sie plötzlich Rügen von ihrem Ministerium bekamen, warum sie denn nicht an der oder der Sitzung teilgenommen hätten? Denn auch das Tagesprogramm war im Internet erhältlich und nicht jeder freute sich über die Transparenz der Geschäfte.

Noch ein Beispiel zu der Vorherrschaft der Mitgliedsstaaten, die ja schließlich unsere Bosse sind. Wir gaben eine Zeitschrift, UN Chronicle, viermal pro Jahr heraus, in allen sechs Sprachen. Die englische Version erschien, relativ kurz danach die französische, aber die anderen vier Sprachen (arabisch, chinesisch, russisch und spanisch) ließen oft zwei Jahre auf sich warten. Und dann mußten die Exemplare verschickt werden – was teuer war – und gingen an die jeweiligen Regierungen, sodaß wir eigentlich nie wußten, wer die Zeitschrift letztendlich in die Hände bekam. Da der Inhalt jetzt auch im Internet stand, fand ich das Drucken nicht mehr zeitgemäß und stellte die vier Sprachversionen ein, nur Englisch und Französisch (beides Arbeitssprachen) blieben.

Irgendwann wurde das bemerkt, ich wurde diesbezüglich befragt – und dann aufgefordert, die gedruckten Exemplare sofort nachzuliefern, was ich zähneknirschend tat. Die Moral von der Geschichte? Tue nie etwas im Verborgenen; die Mitgliedsstaaten wollen wissen, was

passiert – es ist ja ihr Geld – und es ist besser, man bespricht es noch im Planstudium, sodaß man Anpassungen vornehmen kann oder die Umsetzung ganz streichen muß.

Nach vier Jahren in DPI brauchte ich eine Pause und nahm mir eine Auszeit: ich studierte an der Yale University, das heißt, ich schrieb eine Studie, was für vier Monate geplant war. Nach zwei Monaten bekam ich einen Anruf vom Generalsekretär, damals Kofi Annan: ich wurde zurückgerufen, mußte alles abbrechen. Der Jugoslawienkrieg kam zum Ende, Kosovo wurde der Uno als Mandat durch Resolution 1244 übertragen und ich bekam die Leitung der politischen Abteilung für Europa und Nord- und Südamerika. Es war wieder eine spannende Aufgabe, viel Reisen, viele Gespräche mit dem Sicherheitsrat, den Mitgliedsstaaten, anderen Organisationen wie die OSZE, die EU. Ich leitete Missionen in Haiti, in Guatemala, in Georgien/Abkhazia, führte hochrangige Verhandlungen.

All dies führte zu dem Angebot, ins „Feld“ zu gehen. Ich war erst nicht so angetan davon, denn die politische Aufgabe in New York war einfach faszinierend, aber Frauen fehlten im peacekeeping und der Druck war stark. Kofi Annan schlug Äthiopien/Eritrea vor: warum Afrika, fragte ich erstaunt, denn ich hatte reichlich Erfahrung auf anderen Kontinenten, aber nicht Afrika. Ich schicke dich dorthin, sagte er, weil du die UN gut kennst und ich brauche jemanden, der den SRSG als Deputy unterstützt und die Mission in der Verwaltung leitet.

Also ging ich nach Asmara und leitete UNMEE mit über 500 Zivilisten und 4,200 Blauhelmen. Mein Chef, der SRSG, führte die politischen Verhandlungen, reiste viel, und ich kümmerte mich um die Mission, flog oft nach Addis Ababa, führte Gespräche mit der eritreischen Regierung, besuchte die Kontingente der Peacekeepers, die den Frieden an der Grenze mit Äthiopien wahrten.

Auch wenn man die Lebensumstände in Asmara als schwierig einstufte, gefiel es mir außerordentlich gut dort. Es ist eine kleine Stadt, übersichtlich, abgeschnitten von der Welt, und man lebte wie in einem Aquarium, jeder wußte von jedem, was er tat, aber man hielt zusammen, arbeitete gemeinsam (sechs Tage pro Woche!) und verbrachte seine Freizeit gemeinsam. Aber nach knapp zwei Jahren kündigte ich meinen Weggang an: die Familie litt unter der Trennung, ich konnte kaum Urlaub nehmen – ein Übel, das viele, die auch in Missionen gedient haben, leidlich kennen. Man kann ja keine Familienmitglieder mitnehmen, da die Verträge nur jeweils sechs Monate laufen und Besuche im Land wurden auch nicht gern gesehen, da die Risikostufe hoch ist und die Uno keine Haftpflicht für Angehörige hat.

So kam ich wieder in das Sekretariatsgebäude in New York, als Deputy im Department for General Assembly and Conference Management. Das beinhaltete die Leitung der gesamten Konferenz-Maschinerie, der Dolmetscher, der Übersetzer – es ist ein riesiges Department, das etwa 20% des gesamten regulären Budgets der Uno verschlingt. Nach all den politischen Aufgaben war ich wieder im bürokratischen Gefilde, aber auch die Arbeit machte Spaß, es war wieder eine Herausforderung, ich verhandelte Gewerkschaftsverträge und versuchte, Abläufe effizienter zu gestalten.

Zwischendurch hatte ich auch noch eine Sondermission im Kongo, auf Bitte von GS Kofi Annan. Die Berichte über sexuelle Übergriffe auf junge Mädchen und selbst Kinder durch

Soldaten, aber auch durch zivile Uno-Mitarbeiter hatte uns schwer getroffen. Ich wurde mehrere Monate dorthin geschickt, um die Fälle zu untersuchen und Abhilfemaßnahmen zu treffen. Es war schwierig, weil deutlich vertuscht wurde, aber ich stieß auch auf viel Unverständnis, vor allem bei den Einheiten der peacekeeping Soldaten. Mein Fazit war jedoch: man kann viel erreichen, und mit Unterstützung des SRSGs viel durchsetzen – aber nicht jeder SRSG ist bereit, sich auf dem Gebiet zu proliferieren, und Vorfälle passieren weiterhin.

Inzwischen sind wir im Jahre 2006. Ich wurde beigeordnete Generalsekretärin in der Abteilung für politische Angelegenheiten. Mein Aufgabengebiet war riesig: Nord- und Südamerika, Asien, Europa, der Nahe Osten. Bis auf Afrika unterhalb der Sahara war alles drin. Mein Vorgesetzter war der frühere nigerianische Botschafter Gambari, und abgesehen vom täglichen diplomatischen Geschäft, teilten wir uns die Arbeit der politischen Verhandlungen: er machte Zypern und Myanmar, ich war für Sri Lanka, Nepal und Guatemala zuständig. Viele Reisen, viele Besprechungen, Sitzungen, Vermittlung, Entscheidungen treffen, Berichte schreiben. Man war nur im Streß – aber interessant war es, jeden Tag.

Ich reiste auch oft mit dem Generalsekretär, jetzt Ban Ki-moon, der mich nach seinem Amtsantritt in dem Posten bestätigte. Und das war keine Selbstverständlichkeit, denn auf der politischen Ebene muß man bei Amtswechsel seinen Rücktritt anbieten, und Ban Ki-moon hatte viele meiner Kollegen gehen lassen. Doch dann, 2008, kam die große Überraschung: er ernannte mich zum Unter-Generalsekretär für Management. Das war ein Posten, den ich nun gar nicht angestrebt hatte, auch wenn er eine Beförderung in die allerhöchste Ebene – als Unter-Generalsekretär - mitbrachte.

Ich war verantwortlich für die Finanzen (\$11 Milliarden pro Jahr), das Personalwesen, allgemeine Dienstleistungen, den Unterhalt der Gebäude, alle Regeln und Vorschriften. In meiner Zeit kam noch die Renovierung des Campus in New York dazu. Meine Vorgänger in dem Posten hatten durchschnittlich 15-16 Monate gedient, einer blieb sogar nur 13 Monate. Ich wollte nach 2-1/2 Jahren gehen, aber der Generalsekretär blieb hart, wollte mich nicht versetzen, ich müßte noch das Zweijahresbudget durchbringen.

Das habe ich auch getan, aber nach vier Jahren war ich erschöpft von den Kämpfen mit den Mitgliedsstaaten um das Budget, von den Schwierigkeiten mit der Renovierung, von dem Kleinkrieg mit Parkplätzen in der Tiefgarage. Sicherlich sollte ein Untergeneralsekretär sich nicht darum kümmern müssen, aber es war oft so, daß niemand bereit war, eine Entscheidung zu treffen, die eventuell auf Widerstand stoßen könnte – und das ist im Management oft der Fall – und so landeten die unangenehmen Entscheidungen oft auf meinem Schreibtisch. Als Bürokrat trifft man lieber keine Entscheidung als eine falsche, dann braucht man die Konsequenzen auch nicht auszubaden, so sind Bürokraten nun einmal.

Auch hier kam ich öfter mit den Mitgliedsstaaten ins Gehege. Hier ein Beispiel: jeder Staat gab der Uno ein Geschenk, ein Gemälde, eine Statue, die Ausstattung eines Raumes. Nun ist es so, daß die Staaten, die früh der Organisation beigetreten waren, die besten Plätze hatten und daß die Spätankömmlinge sich mit einer Nische oder einer Wand im Souterrain

zufrieden geben mußten. Ich fand, wir müßten das besser organisieren und hatte einen Kurator beauftragt, die Kunstwerke neu zu ordnen, nach Region zum Beispiel oder der Zeitspanne, in der sie entstanden waren.

Um die Mitgliedsstaaten mit diesen Änderungen nicht zu überraschen, hatte ich diesen Wandel in einige Unterhaltungen einfließen lassen und fühlte so vor, wie die Reaktion sein würde. Ich hatte allerdings nicht damit gerechnet, daß ein totaler Widerstand ausbrechen würde, der sogar so weit ging, daß eine Resolution in der Generalversammlung verabschiedet wurde, die uns instruierte, die Kunstwerke genau wie vorher zu plazieren und ja keine Veränderungen vorzunehmen. Und so hängen weiterhin ein riesiger verblichener grün-gelber chinesischer Wandteppich neben einem großen grell orange-farbenen Gemälde aus Südamerika, was auch wieder neben einem massiven belgischen Wandteppich hängt, der ebenfalls gelb-gräulich verfärbt ist. Wirklich keine Augenweide.

Dann war da auch noch das Versammlungsgebäude, das für die Periode der Renovierung gebaut wurde, ein häßlicher Betonklotz, der mitten im Garten errichtet wurde und ein paar Jahre gute Dienste tat. Eigentlich brauchten wir mehr Konferenzräume und GS Ban Ki-moon untersagte uns, die Betitelung „temporäres Gebäude“ zu verwenden, seiner Ansicht nach sollte es bleiben. Allerdings hatte er nicht mit dem starken Widerstand der Mitgliedsstaaten gerechnet, allen voran Brasilien, da der berühmte Architekt Oskar Niemeyer das ursprüngliche Gebäude entworfen hatte, und der Betonklotz störte das elegante Ambiente der Uno-Generalversammlung. Und wieder bekamen wir eine Resolution mit der Weisung, das neue Gebäude abzureißen. So ist die architektonische Harmonie wieder hergestellt.

Anfang 2012, das Budget war verabschiedet, bot mir der GS den Posten der Hohen Beauftragten für Abrüstung an, den ich gerne annahm. Es war eine interessante Aufgabe, die wieder sehr politisch war und anstatt tausender Mitarbeiter im Management, schrumpfte mein Team mit einem Schlag auf 60 zusammen, und das über mehrere Posten verteilt: New York, Genf, Lima, Kathmandu, Lome und auch hier in Wien.

Zu dem Zeitpunkt konnte ich allerdings nicht ahnen, daß die schwerste Prüfung meiner Karriere noch vor mir lag: Verhandlungen mit Syrien über den Gebrauch chemischer Waffen im Jahr 2013. Die Untersuchung, die von Syrien selbst verlangt wurde, beruhte auf einem Mechanismus, der erst zweimal vorher angewendet wurde und seit über 20 Jahren keine Verwendung gefunden hatte. In der Sitzung mit dem syrischen Botschafter drehte sich der GS zu mir um und sagte nur knapp: „Ms. Kane will take charge of this“.

Über die langwierigen Verhandlungen mit der syrischen Regierung und die eigentliche Untersuchung vor Ort ist so viel zu berichten, daß die Zeit für eine ausführliche Wiedergabe heute nicht reicht. Unser Team war in Damaskus, als ein Vorort in den Händen der Opposition, Ghouta, mit Giftgas angegriffen wurde. Sie haben das alles in der Presse verfolgt. Ich bin sehr stolz darauf, daß unser Bericht stichfest war und Sarin nachweisen konnte: es ist die einzige Untersuchung, die innerhalb weniger Tage vor Ort stattgefunden hat und die weder von Syrien noch einem anderen Staat in Zweifel gezogen wurde.

Aber glauben Sie mir, die Verantwortung dafür zu tragen, war enorm. Ich war von New York praktisch abgeschnitten, wir hatten zwar ein Krypto-Telefon, aber mir wurde geraten, es nur

im äußersten Notfall zu verwenden, da vermutet wurde, die syrische Regierung hätte es kompromittiert. Unser Konvoi wurde gleich am ersten Tag der Untersuchung angeschossen, das panzergesicherte Fahrzeug mußte zurückkehren und die Furcht war spürbar. Kann ich es verantworten, die Mitarbeiter erneut in die Gefahrenzone zu schicken? Schließlich war es meine Verantwortung, ob ja oder nein, und es war eine wirklich schwere Last. Hinter einer Bürokratie kann man sich da nicht verstecken.

Zweifelsohne hat unser Bericht den Beitritt Syriens zur Chemischen Waffenkonvention herbeigeführt. Der Abtransport der chemischen Materialien aus Syrien war sehr kompliziert und gefährlich, und selbst heute noch bestehen Zweifel, ob Syrien tatsächlich alle chemischen Waffen oder Materialien aufgegeben hat oder nicht. Ich mußte jeden Monat dem Sicherheitsrat darüber berichten, welche Fortschritte gemacht wurden – und dies passiert auch heute noch.

Überhaupt war die Arbeit in der Abrüstung faszinierend. Mich hatte es zunächst gewundert, daß sich seit meiner Funktion in den achtziger Jahren wenig am Instrumentarium geändert hatte: es gab dieselben Gremien, dieselben Komitees – aber sehr wenig Fortschritt. Aber in den Jahren 2012-2015 gab es eine Bewegung, die das Hauptaugenmerk auf die humanitären Konsequenzen einer Nuklearexplosion richtete. Dies war Teil des Schlußdokuments der Atomwaffen-Überprüfungskonferenz von 2010, und auch wenn Norwegen, der Initiator der ersten Konferenz zu diesem Thema meinte, es hätte eigentlich nichts mit Abrüstung zu tun, zeigte sich sehr schnell, daß die viele Staaten, unterstützt von der Zivilgesellschaft, dieses Thema in den Mittelpunkt der nuklearen Abrüstungsdebatte stellten.

Ich möchte hier ganz besonders die Rolle Österreichs hervorheben. Österreich hat nicht nur die letzte Konferenz zu diesem Thema vor der Atomwaffensperrvertrags-Konferenz 2015 organisiert, sondern hatte auch den genialen Einfall, Anhänger der humanitären Konsequenzen-Idee zu bitten, den Austrian Humanitarian Pledge (Versprechen) zu unterzeichnen. 127 Staaten, also zwei Drittel der Staatengemeinschaft, haben dies getan, ein Erfolg, der stark dazu beitrug, die Verhandlungen über den Vertrag über das Atomverbot – nach Scheitern der Atomwaffensperrvertrags-Überprüfungskonferenz 2015 – zu fördern. Seit September 2017, als der Atomverbots-Vertrag zur Unterzeichnung geöffnet wurde, haben ihn 69 Staaten unterzeichnet und 19 ratifiziert, darunter auch Österreich.

Als letztes möchte ich noch auf eine weitere wichtige Rolle Österreichs in der Abrüstung hinweisen: die Diskussion über die sogenannten Killer-Roboter. Eigentlich gefällt mir diese Bezeichnung nicht, auch wenn sie sehr anschaulich ist, aber die Übersetzung von Lethal Autonomous Weapons Systems (tödliche autonome Waffensysteme) ist schwerfällig.

Dieses Thema beschäftigte mich gleich zu Anfang als Hohe Repräsentantin, aber auch wenn ich es oft in Gesprächen mit Mitgliedsstaaten erwähnte, dauerte es doch ein gutes Jahr, ehe Gespräche darüber angingen. Dies war auf Initiative von Frankreich und sie fanden in Genf statt, im Rahmen einer Konvention (Convention on Certain Conventional Weapons Systems oder CCW) und werden jetzt in Rahmen einer Expertengruppe fortgesetzt. Noch sind keine Verhandlungen darüber angesetzt, aber die Anstrengungen und das Engagement von Österreich sind hier besonders hervorzuheben. Österreich hat in Fragen der Abrüstung deutlich seine Glaubwürdigkeit bewiesen und spielt so eine führende Rolle. Ich finde, es ist

ein gutes Beispiel dafür, daß auch ein kleines Land Impulse und Nachhaltigkeit in Fragen der großen Politik setzen kann.

Damit möchte ich einen Diskurs über meine Erfahrung als Uno-Mitarbeiterin beenden. Ich bin 2015 freiwillig aus dem Dienst geschieden, stellte dann aber sehr schnell fest, daß mir die Arbeit und die Struktur des Büros fehlte, sodaß ich auch heute noch weiterhin sehr aktiv im politischen Leben und oft auf Reisen bin. Mir wurde mir gesagt, daß man in Österreich sagt, daß man im "Unruhestand" ist.

Und so danke ich Ihnen, daß Sie zu diesem Vortrag gekommen sind.